

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 244.

Elbing, den 17. Oktober.

1895.

Eva Siebeck.

Roman von Bertha von Suttner.

Nachdruck verboten.

19)

„Ah, gut, daß Du da bist — wir wollten schon nach Krens telegraphiren.“

„Wie ist das gekommen? — sag' — so plötzlich?“ fragte Eva athemlos und ganz erschüttert unter dem gewaltigen Eindruck, den der Begriff „Sterben“, wenn so nahe gerückt — stets hervorbringen pflegt.

„Man weiß nicht recht . . . ein Anfall gestern Abend . . . und jetzt, vor einer Stunde wieder. Der Doktor sagt, es ist nur wenig Hoffnung.“

„Aber doch Hoffnung? Kann man sie sehen?“

„Natürlich — komm mit mir . . . Wir sind Alle dort . . . Ich kam nur herunter, weil ich den Wagen gehört — ich dachte mir, daß Du es bist.“

„Hat sie nicht nach ihrem Sohn verlangt?“

„Ja, das war ihr Erstes, als sie zu sich kam. Wir haben auch gleich eine Depesche nach Wien geschickt.“

„Schrecklich!“

Sie waren in dem Vorraum der von der alten Gräfin bemohnten Zimmerreihe angelangt. Auch hier waren viele Menschen, beinahe die ganze Dienerschaft in banger Erwartung versammelt.

Im Nebengemach, wo man durch die offene Thür das röchelnde Athemholen der alten Frau schon hörte, warf Eva Hut und Reifemantel ab und trat — hinter Irene — in das Krankenzimmer.

Dasselbe war nur schwach erleuchtet. Im ersten Augenblick konnte sie die Leute nicht erkennen, die das Bett umstanden. Erst nach und nach erkannte sie die Anwesenden. Fräulein Dittie — der Arzt — Georg und Heinrich, die beiden Kammerjungfern der Gräfin; — Robert sah sie nicht. Und wer mochte jene Männergestalt sein, die am Fußende des Bettes kniete, der Kopf in den Decken vergraben und wie von unterdrücktem Schluchzen geschüttelt, sollte das Robert sein? Dieser Schmerz um seine Großmutter — das sah ihm nicht gleich. Eva wollte sich dem Bette nähern; da sagte

sie Irene am Arm: im Nebenzimmer ertönte ein Getöse, und jetzt trat, gefolgt von einem Kirchendiener, der Pfarrer herein.

Die Frauen knieten nieder.

Da erhob sich die Gestalt am Bettende. Eva vermochte kaum einen Schrei zu unterdrücken: es war Ralph.

Dieser neigte sich zu seiner Mutter und sprach ein paar leise Worte. Nachdem er ihre Antwort vernommen, trat er hervor und dem Pfarrer entgegen.

„Meine Mutter wünscht zu beichten, Hochwürden. Wir werden uns indeß Alle entfernen.“ Und er winkte den Uebrigen, ihm in das Nebenzimmer zu folgen.

Nachdem er die Thüre zu dem Krankenzimmer zugelehnt, ging er auf Eva zu und drückte ihr stumm die Hand. Der Ausdruck des Schmerzes, der in seinen Zügen lag, machte ihr ihn wieder um einen Grad theurer: ein Mann, der um seine Mutter weint — was kann es Ergreifenderes geben?

Ihr Staunen, ihn hier zu finden, war indeß gewichen. Sie hatte sich des Umstandes erinnert, den ihr der Kellner mitgetheilt: die dem Grafen nachgetragene Depesche. Er hatte sie noch rechtzeitig erhalten, und da sie ihm die Nachricht von der Erkrankung seiner Mutter gebracht, so war er vom Südbahnhof auf den Westbahnhof gefahren, um — statt ins Ausland — nach Großtetten zu eilen.

„Es ist doch noch Hoffnung?“ fragte Eva leise.

Er schüttelte den Kopf.

„Ich glaube nicht. Sie fühlt ihr Ende — sie war's, die nach dem Pfarrer verlangt — und von mir hat sie Abschied genommen.“ In seiner Stimme zitterten noch immer die Thränen.

Wie gern hätte Eva seinen Kopf an ihre Brust gezogen, daß er da sich ausweine!

„Abschied thut furchtbar weh.“ fügte er hinzu. „Das habe ich in den letzten drei Tagen mehrfach empfunden.“

Eva faltete die Hände:

„O, so trenne Dich nicht mehr“, sprach sie bittend, freiwillich nicht mehr von solchen, die Dich lieben.“

Er dankte ihr mit einem gerührten, vielsagenden Blick.

Nach einer bangen Viertelstunde öffnete sich die Thür des Krankenzimmers, und der Pfarrer kam wieder heraus.

Ralph eilte auf ihn zu.

„Nun?“

„Die Frau Gräfin ist ganz bei Bewußtsein und fühlt sich sehr beruhigt. Vielleicht kommt sie sogar noch au. Es geschieht ja mitunter, daß der Empfang der letzten Sakramente die Genesung herbeiführt.“

Ralph unterdrückte die so nahe liegende Bemerkung, daß „mitunter“ auch solche genesen, welche die Sakramente nicht empfangen und daß die Aufeinanderfolge von Begebenheiten — wenn dieselbe nicht untrügerisch jedesmal eintritt — durchaus keinen Schluß auf ursächlichen Zusammenhang ziehen läßt. Aber der Augenblick wäre schlecht gewählt gewesen zu einer solchen Auseinandersetzung — der Augenblick und die Person.

„Mögen Sie recht haben, Herr Pfarrer,“ sagte er nur.

Der Arzt, der eben hinzugetreten, schüttelte traurig den Kopf.

„Leider kann ich diese Hoffnung nicht theilen,“ sagte er. „Und Sie müssen sich gefaßt machen, mein lieber Herr Graf, Ihre Frau Mutter wird den morgigen Tag nicht mehr erleben.“

Ralph bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„König, mein lieber König!“ sprach Eva sanft, ihre Hand auf seine Achsel legend.

Die Stunden, die nun folgten, waren bange Stunden.

Ralph hatte Irene und ihre Brüder zu Bette geschickt; er selber wich nicht aus dem Zimmer, in welchem seine sterbende Mutter lag. Auch Fräulein Ottilie und eine Kammerjungfer wachten. Der Arzt hatte sich im Nebenzimmer auf das Sopha gelegt und schlummerte — „zu helfen war nicht mehr“ — hatte er erklärt. Eva, trotz Ralphs Bitten, sie möge ihr Zimmer aufsuchen, um der Ruhe zu pflegen, weigerte sich, das Krankenzimmer zu verlassen.

Sie hatte nach Robert gefragt. Es hieß, derselbe sei, wie gewöhnlich, um acht Uhr Abends in das Dorf hinausgegangen; ob er jetzt — es war elf Uhr — zu Hause sei, wisse man nicht.

Ein leises Klopfen an der Thür und — Robert steckte den Kopf zur Thüre herein:

„Eva!“ rief er.

Sie folgte widerwillig und trat zu ihm in das Nebenzimmer.

„Jetzt hab' ich unten erst erfahren, daß Du schon zurück bist. Nun — und Dorina — die Dorowitz, will ich sagen?“

„Sie kommt nicht.“

„Kommt nicht! Warum denn das?“

„Weil —“ Aber Eva hielt inne. Hier, wo nebenan eine Sterbende lag, war der Ort nicht, von solchen Dingen zu reden, wie die, welche zwischen Robert und ihr anläßlich Dorinas gesprochen werden mußten. „Sie kommt nicht. Warum — werde ich Dir morgen sagen. Du fragst nicht, wie es der Großmutter geht?“

„Zu Ende geht's — das hat man mir unten gesagt. Kommst Du nicht schlafen?“

„Nein; ich bleibe hier.“

„Das ist eine Idee! Du — unter Anderem mir ist die Geschichte mit dem Liebesbrief im Kopf herumgestiegen und da bin ich noch einmal in Papas Zimmer gegangen . . . die Mappe war aber weg . . . hast Du sie mitgenommen?“

„Ich habe sie eingeschlossen — ja.“

„Und den Brief vorher gelesen?“

„Nein.“

„Ich möchte doch wissen, ob die Stuba . . . Aber lassen wir jetzt die Stuba und komm schlafen, Weiberl. Es war mir schon gestern sad, Dich im Nebenzimmer zu wissen.“ Eine Flamme blühte in seinen Augen auf.

Eva erbebte.

„Ich höre die Kranke klagen, ich will noch leben, Abten!“

Robert sagte sie an der Hand: „Set nicht sad!“

„Daß mich.“

Er zuckte mit den Achseln.

„Mir auch recht . . . wie Du willst . . . So geh ich.“

Er wandte sich um und ging. Eva trat in das Krankenzimmer zurück. Sie hatte sich nicht getäuscht — vom Bette her drangen klagende Laute. Ein leiser Schauer erfaßte die junge Frau. Sollte da der Tod sein unerbittliches Werk begonnen haben und waren diese Klagen etwa Sterberöcheln?

Weinend warf sich Eva auf ein nahe der Thür stehendes Sopha. Nicht, daß ihr der Verlust der alten Frau als ein so schwerer gedroht hätte; aber die zahlreichen in den letzten Tagen durchgemachten Erregungen hatten ihr Nerven auf's Aeußerste gespannt; dazu die eben gehabte Unterredung mit Robert — der ihr jetzt in jeder Hinsicht ein Fremder geworden, dabei aber dennoch ihr Gatte war; dort jener am Sterbebette seiner Mutter zitternde, so theure Mann, dessen Schmerz sie in tiefster Seele mitfühlte: das Alles war zu viel für sie, und sie schluchzte laut.

Indessen beruhigte sich die Kranke. Nach eintem immer leiser werdenden Stöhnen verstummte sie.

Ralph bog sich über sie herab.

„Sie ist eingeschlafen,“ flüsterte er der neben-sitzenden Ottilie zu, „Ihr Athem geht ganz ruhig . . .“

Dann ging er an jenes Ende des Zimmers, wo Eva noch immer heftig weinend in ihrer Sophaecke lehnte. Er setzte sich an ihre Seite.

„Eva,“ bat er leise, „weine nicht so . . . Du könntest die Kranke aus dem Schlafe reizen und sie erschrecken. Ich wußte nicht, daß Du meine arme Mutter so sehr geliebt!“

„Ich weine um Dich, König. Dein Schmerz thut mir so weh. Und auch weil ich selber elend bin . . . ich wollte, daß der Tod, wenn er schon seinen Einzug hier halten muß, daß er mich zum Opfer —“

„Trenne nicht, Kind! Ein so herrlich schönes,

junges Leben . . . Sei vernünftig, meine kleine Eva — begieb Dich zur Ruhe . . . wir sind hier genug, um bei der Kranken zu wachen — Du kannst ihr doch nicht helfen. Und jetzt schläft sie. Vielleicht schläft sie so bis zum Morgen — thu' ein Gleiches, geh!

„Schid' mich nicht fort, König . . . Ich mag um keinen Preis — um keinen Preis der Welt in unsere Zimmer gehen.“

Er blickte sie ein paar Sekunden an.

„Ich verstehe,“ sagte er. „So trachte wenigstens hier, ein wenig zu schlummern . . . Strecke Dich nur auf diesem Sopha aus.“ Er stand auf und legte ein paar Kissen unter ihrem Kopf zurecht.

Nach einer Weile schloß die Müde wirklich ein. Doch es war ein unruhiger, oft unterbrochener Schlaf. Alle zehn Minuten lehrte ihr das Bewußtsein zurück, daß sie da in einem Sterbezimmer lag, daß aber in demselben Raume eine geliebte Person weckte; — sie hörte immer wieder die Athemzüge der Kranken, das leise Walten der Pflegenden und den Nachhall einzelner Worte, welche, ehe sie einschlief, Ralph zu ihr gesprochen — das Alles vermengt mit den Vorstellungen des Traumes, aus welchem sie eben aufgewacht und in den sie gleich wieder zurück versiel.

Plötzlich aber erwachte sie mit einem jähen Schreck. Noch gellte in ihrem Ohr ein Schrei. Sollte das ein Todesschrei? — Sie richtete sich rasch auf.

Es war schon Tag. Im Zimmer herrschte Verwirrung . . . eben kam der Arzt herein . . . Ein zweiter Schmerzenslaut, so wie jener, welcher Eva aus dem Schlaf gerissen, drang jetzt von dem Bette her, und der ihn ausstieß, war Ralph, welcher an der Seite seiner — todtten Mutter in die Knie fiel.

Ganz ruhig, ohne Kampf, wahrscheinlich ohne es zu wissen, war die alte Frau entschlafen. So bestätigte der Arzt. Der Tod war schon vor einer Stunde eingetreten, und keiner von den Wachenden hatte einen Klage laut vernommen. — Alle glaubten, daß sie schlafe. — Doch Ralph, geängstigt, sie nicht mehr athmen zu hören, hatte sich über sie gebeugt und erkannt, daß Alles aus sei. Da hatte er aufgeschrien.

Eva ging hin und kniete an Ralphs Seite nieder. Ergriffen von Ehrfurcht und Wehmuth betete sie still. Dann aber, während das Todtengemach mit allen Hausgenossen sich zu füllen begann, schlich sie hinaus. Dem Sohne hatte sie nicht gewagt, in diesem Augenblicke Trost zu bieten, und das Sprechen mit den Andern — welche nach der Reihe ihre Ausrufungen und Fragen vorbrachten, war ihr peinlich.

Auf der Stiege begegnete sie Robert. Er wollte sie anreden, sie hülchte aber an ihm vorbei.

XIV.

Sechs Wochen später. Als Schloßherrin in Großketten waltete nunmehr die junge Gräfin Robert.

Ralph hatte ihr diese Würde übertragen: „Du mußt es lernen, hier zu regieren, Klein-Eva. Ein Betrag von monatl. Tausend Gulden wird Dir zur Verfügung gestellt, und damit mußt Du den Haushalt bestreiten. Mich betrachte als Deinen Gast.“

Eva bewohnte jetzt die Zimmerreihe im ersten Stock, welche die alte Gräfin innegehabt; Robert war im Erdgeschoß geblieben. Ihren Vorsatz, sich fortan jede intime Annäherung von Seiten des Gatten zu verbitten, hatte Eva ausgeführt. „Ich betrachte unsere Ehe als ungültig,“ hatte sie ihm erklärt. „Du hast mich geheiratet, um Deine Geliebte vor dem Joch eines betrogenen Ehemanns zu schützen. Du hast mich weder geliebt noch begehrt, die ganze Heirath war eine große Lüge. Ich weigere mich, diese Lüge in unserem Verkehr fortzusetzen. Vor der Welt bleibt das Erlogene natürlich aufrecht, da das Gesetz uns unwiderbringlich zusammengefettet hat; da ich — Du weißt garnicht, mit wie wenig Recht — fortan auch Siebeck heiße. Diese Lüge falle auf die Gesellschaft zurück, welche die Ehe — auch auf so falscher Grundlage — als echt betrachtet und als unlöslich aufzwingt; — zwischen uns aber will ich sie nicht walten lassen. Wir sind geschiedene Leute.“

Darauf hatte Robert mit den Achseln gezuht und nur bemerkt: „Wie sad.“ Seine Frau war ihm wirklich gleichgültig; ihre „überspannten, affectirten, pedantischen, theatralischen“ (in welche Unterabtheilungen er den Hauptbegriff „sad“ zerlegte) Ideen mit ihr zu erkörtern: darauf hatte er sich nicht einlassen mögen. Also ließ er sie gewähren. Es war ihm sogar in mancher Hinsicht recht angenehm, daß sie ihm seine Freiheit wiedergegeben.

Zwischen Eva und Ralph war mit keinem Worte, keinem Blicke — beinahe mit keinem Gedanken — mehr auf jene Dinge angespielt worden, die während des Wiener Auenthaltes sie so mächtig bewegt hatten. Wie durch ein schweigendes Uebereinkommen war über alles an jenem Tag Geoffenbarte wieder ein dichter Schleier gefallen. Als nicht geschehen, als nicht verrathen, als nicht vorhanden behandeln sie das gegenseitige Bestandene und Enthüllte. Der wichtige Zwischenfall, Gräfin Siebecks plötzlicher Tod, hatte im ersten Augenblick jeden andern Gedanken verschucht, hatte die Herzenskonflikte unterbrochen, scheinbar aufgehoben. Ralph war in aufrichtigste Trauer um die geliebte Mutter versunken, Eva wehete ihm das innigste Mitgefühl. Dieses Gefühl, welches zwar eine verstärkte Liebe bedeutete, hegte sie ohne Neue und Argwohn.

Die Aufgabe, welche ihr nun zugefallen war, an der Spitze eines Haushalts zu stehen, die Herrin zu sein, mißfiel ihr nicht. Sie nahm sich der Sache sehr ernst und eifrig an; sie führte Bücher, überwachte die Vorräthe, schaltete in Speise-, Wasche- und Silberkammer und fühlte sich jedesmal von einem

gewissen Stolz durchdrungen, wenn die verschiedenen Diener Rechnungen vorlegten oder Befehle einholten. Auch das trug bei, sie von den Wirren ihres Herzens abzulenken.

Im Uebrigen war sie kaum eine Minute des Tages unbeschäftigt. Sie hatte ihre Musik mit neuem Eifer wieder aufgenommen. Doktor Hartung, der nun seine gewohnte Begleiterin Irene verloren hatte (dieselbe war nämlich einige Tage nach dem Begräbniß zu Verwandten nach Ungarn abgereist, wo sie auf unbestimmte Zeit bleiben sollte), wandte sich an Eva mit der Bitte, ihm zur Violine den Klavierpart zu spielen; sie willigte ein und fand viel Vergnügen daran. Jeden Abend, vor dem Thee, wurde eine Stunde oder länger musiziert, Fräulein Dittke saß arbeitend, Ralph lesend dabei. Die zwei Jünglinge und ihr Hofmeister waren gewöhnlich auch anwesend — Robert nur selten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Der Knödel aus dem Polizeigefangenenhaus.** Aus Wien wird berichtet: Vor dem Strafrichter des Bezirksgerichts Neubau hatte sich der Redacteur der „Volkstribüne“, Franz Schuhmeier, wegen Verspottung der Behörde zu verantworten. Der Anklage ist folgendes zu entnehmen: Eines Tages war im Schaufenster der Redaktion der „Volkstribüne“ ein Porzellanteller, auf dem ein Knödel lag, ausgestellt. In dem Knödel steckte ein Holzstäbchen, das einen Zettel mit der Aufschrift trug: „Ein Knödel aus dem Polizeigefangenenhause in der Theobaldgasse“. Eine große Menge von Neugierigen hatte sich vor dem Schaufenster angeamelt und unterhielt sich ganz köstlich über das originelle Ausstellungsobjekt. Der Polizeiaгент J. Langer begab sich jedoch kurz darauf im Auftrage des Polizeikommissariats Neubau in die Redaktion der „Volkstribüne“, um den Knödel zu faßieren. Der anwesende Redacteur Schuhmeier widersetzte sich jedoch der Konfiskation mit den Worten: „Der Knödel ist mein Eigenthum. Ich gebe ihn nicht her, und mit Gewalt können Sie ihn mir nicht nehmen!“ Der Vorfall trug ihm die oben bezeichnete Anklage zu. Bei der Verhandlung erklärte sich Schuhmeier für nichtschuldig. Der Knödel sei ohne sein Wissen in das Schaufenster gestellt worden und er habe davon erst Kenntniß erlangt, als der Detektiv bei ihm im Bureau erschien. Auch bestreitet der Angeklagte, daß durch die Ausstellung des Knödels keine Verspottung der Behörde vom Thäter beabsichtigt wurde. Viel eher sei darin — eine Ermahnung an das Volk zu einem tadellosen Lebenswandel zu erblicken, um ja nicht in das Gefangenenhaus in

der Theobaldgasse zu kommen, wo solche Knödel gemacht werden. Der Konfiskation des Knödels habe sich der Angeklagte deshalb widersetzt, weil der Polizeiaгент keinen schriftlichen Auftrag vorwies. Der Richter konnte in dem Vorgehen des Angeklagten einen strafbaren Thatbestand nicht erblicken und sprach ihn frei.

— **Nummer 13.** Eine eigenthümliche „Feinfühligkeit“ hat die illustrierte Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ geübt. Das erste Heft des neuen Jahrgangs dieser Wochenschrift brachte eine Tafel von Bildern deutscher Prinzessinnen; die einzelnen Bildnisse sind mit Ziffern versehen, und diese Ziffern bezeichnen am Fuße des Blattes den Namen der dargestellten Person. So ist es bei den 12 ersten Bildern; das letzte Bild jedoch, das von Rechts wegen die furchtbare Ziffer 13 tragen sollte, ist ebenso wie der Name der betreffenden Prinzessin, ohne Numerirung geblieben. Im 2. Heft von „Ueber Land und Meer“ wiederholt sich derselbe Vorgang bei den deutschen Prinzen: am Fuß steht zwar bei Nummer 13 der Prinz Heinrich XXXII. von Reuß j. L. angegeben, sein Bild selbst aber ist unbezeichnet geblieben. Die 13. Prinzessin des ersten Tableaus ist Maria von Mecklenburg-Strelitz. Da muß die Redaktion die Angehörigen der Fürstengeschlechter doch für sehr abergläubisch halten!

Seiteres.

— **Unsere Töchter.** Tante: „Ist es denn wahr, Elsa, daß der Lieutenant, Dein Bräutigam, vor Dir auf die Kniee gefallen!“
— „Ja, Tante, ach, es war ein entzückendes militärisches Schauspiel!“

— **Ruhig Blut.** Chef: „Allons, die Sache ist eilig! Jetzt müßten Sie eigentlich schon wieder hier sein!“ — Hausdiener (gemüthlich): „Na nu, ich kann doch nicht gleich niedersinken, wenn Sie Proßt sagen!“

— **Der Don Juan.** Im Klub gerathen mehrere Kavaliere darüber in Streit, ob Komtesse A. oder Baronesse B. das dunklere Haar habe. Eine ganze Weile ist bereits hingenommen und hergesprochen worden, da erhebt sich Lieutenant von der Schneid. „Wollen sich die Herren ein Weilchen gedulden — Johann“ — zu seinem im Vorzimmer harrenden Burgeschen — „hier hast Du die Schlüssel zu meinem Sekretär ... hole mal sofort die Box'n Nr. 114 und 122!“

Verantw. Redacteur: A. Schulz
in Erling.

Druck und Verlag von H. Gaarß
in Erling.